

"Ich wurde als Deutscher von Deutschen gefangen, weil ich von Deutschland nach Deutschland gegangen"

Aus einem Zeitzeugengespräch mit Werner Coch

Die Vorgeschichte

Meine Mutter stammte aus Bremen und mein Vater aus Thüringen, aus dem Grenzgebiet zu Hessen. Das hatte zur Folge, daß wir sehr viele Verwandte in Westdeutschland hatten. Meine Schulferien habe ich mehrfach in Bremen und Frankfurt am Main verbracht. Wir sind zu Hause als Deutsche erzogen worden, nicht als DDR-Bürger. Deshalb haben wir auch keine DDR-Identität entwickelt. So hatten wir zum Beispiel in unserem Kinderzimmer immer eine Deutschlandkarte hängen. Mein Bruder hat 1956 eine Radtour durch Westdeutschland gemacht, das hatte mich fasziniert. Reisen war immer ein Thema für mich.

Durch die Schulausbildung kam dann das Interesse für Sprachen und Geographie hinzu. Ausgelöst durch die Reise meines Bruders haben mein Freund und ich im Winter 56/57 ähnliche Reisepläne gemacht. Wir wollten mit dem Fahrrad durch die ganze Bundesrepublik fahren. Etwa im April 1957 kam dann aber ein Erlaß, daß Schüler und Studenten nicht mehr fahren durften. Das ist heute gar nicht mehr so bekannt. West-Berlin war ja noch offen, die Mauer stand noch nicht, trotzdem gab es schon Reiseverbote. 1959 habe ich Abitur gemacht. In dieser Zeit hörte ich von einigen Studenten, die einfach von West-Berlin nach Hannover geflogen sind und sich dann in Westdeutschland frei bewegt haben. Das hat mich natürlich sehr gereizt. Ich habe für den 17. Juli 1961 einen Flug nach Hannover gebucht und bin dann rüber geflogen. Es gab eine sehr günstige Variante für Oststudenten: Reisen mit Jugendherbergsausweis und Kontaktscheinen. So habe ich mir viele Dinge im Westen selber angesehen. Sogar einen zeitweiligen Bundesreisepaß habe ich mir besorgt und bin damit in der Schweiz gewesen, in Italien und Frankreich. Das waren für einen Zwanzigjährigen schon Höhepunkte, fand ich. Der Rückflug war für den 23. August gebucht. Aber dann passierte es. In Heidelberg, an einem Sonntag, fiel mir auf einmal eine Bildzeitung auf. Ich bin sonst kein Bildzeitungsleser, aber die war wirklich eindrucksvoll. Auf der ersten Seite waren Volkspolizisten zu sehen, und das ganze Blatt war mit Stacheldraht umrahmt. Das war also die Spitzenmeldung über die Mauer. Da stand ich nun vor der Frage, was ich mache. Ich hab an meine Eltern gedacht, an meine Freundin und an das Studium. Nominell hatte ich vier Semester hinter mir, aber ein Semester war das sogenannte Vorpraktikum. Ich wußte, daß im

Westen nur reale Studiensemester anerkannt wurden und man vier Semester vorweisen mußte, um weiterstudieren zu können. Das heißt, ich hätte im Westen das Abitur wiederholen und das Studium von vorn beginnen müssen. Diese Überlegung spielte mit eine Rolle, daß ich mir gesagt habe, jetzt muß du das erstmal überschlafen und darüber nachdenken. Und dann habe ich meine Reise fortgesetzt, hab mir noch Speyer, Trier, die Mosel und Lahn angesehen. Ein paar Tage vor dem Abflugtermin in Hannover hab ich dann einen postlagernden Brief von meinen Eltern gefunden mit der Bitte: "Komm bloß nach Hause, Junge." Auch meine Verwandten in Bremen waren etwas ratlos. Sie haben gedacht, wenn der Junge hierbleibt, dann haben wir ein Problem. Das habe ich gespürt. Diese vielen einzelnen Punkte haben dann dazu geführt, daß ich gesagt habe: "Okay, ich gehe wieder zurück." Ich bin also nach West-Berlin zurückgeflogen. Mein Onkel aus Schlachtensee hat mir einen Brief aufgesetzt, daß ich als Babysitter während seines Urlaubs in West-Berlin gewesen wäre und warten mußte, bis er wieder zurück war. Demzufolge könne ich erst jetzt zurückkehren. Mit dem Brief in der Hand und mit gemischten Gefühlen bin ich dann auf der West-Berliner Seite der Mauer entlang gelaufen. Ich habe immer noch mit mir gekämpft, ob ich wirklich zurück gehe.

Am Grenzübergang Heinrich-Heine-Straße lief es dann eigentlich problemlos. Sie haben natürlich kontrolliert und gefilzt und gefragt und alles Mögliche gemacht, aber es hat mich letztendlich nicht weiter berührt. Ich war dann entlassen und praktisch wieder ein freier Mensch, bin nach Hause gefahren und hab mein Studium in Dresden wieder aufgenommen.

An den ersten Vorlesungstagen rumorte es schon an der Hochschule. Ende September oder Anfang Oktober 1961, an einem Sonnabend nach einer Vorlesung, wurden die Hörsaal Türen verriegelt. Da standen dann so Rausschmeißer mit entsprechenden Proportionen vor der Tür. Wir waren ungefähr 200 Studenten im Saal. Uns wurde gesagt, ihr unterschreibt jetzt, daß ihr bereit seid, jederzeit zur Volksarmee zu gehen, wenn der Staat euch ruft. Es gab ja noch keine Wehrpflicht. Der Sonnabendmittag war natürlich ein ganz geschickt gewählter Zeitpunkt. Jeder hatte irgend etwas vor. Manche wollten nach Hause fahren, manche hatten vielleicht auch nur Hunger. Nach mehreren Stunden waren nur noch zwei übrig. Der eine war ein Pfarrerssohn und der andere war ich. Ich habe dann unterschrieben, nachdem ich wenigstens die Formulierung irgendwie zu modifizieren versuchte, daß sie nicht ganz so schlimme Konsequenz haben würde. Aber wenn es hart auf hart gekommen wäre, hätte man diese Unterschrift sicher doch verwendet, um mich einzuziehen. Durch dieses Erlebnis entstand bei mir der Eindruck,

jetzt kommen andere Zeiten, jetzt werden die Zügel angezogen, jetzt macht der Staat mit seinen Bürgern, was er will.

Ein weiteres Erlebnis aus dieser Zeit war der Geburtstag meiner Schulfreundin Ulla Hoffmann. Bei diesem Geburtstag haben wir den Sommer 61 besprochen und eine richtige Bestandsaufnahme gemacht. Einige unserer Freunde waren am 13. August drüben und sind dort geblieben, andere haben den Mauerbau gar nicht mitgekriegt, weil sie an der Ostsee waren. Außer mir gab es noch eine Mitschülerin, die zurückgekommen ist. Deren Mutter hat die Hände überm Kopf zusammengeschlagen und gesagt: "Was machst du hier? Die Gelegenheit hättest du doch nutzen müssen und hättest drüben bleiben sollen." Dabei wurde mir bewußt, wie unterschiedlich man das auffassen kann. So war der Herbst. Ende 1961 sind die ersten Fluchtversuche von Freunden geglückt. Seitdem trugen Eberhard Zutz, Ulla Hoffmann und ich uns mit dem Gedanken, auch rüber zu gehen.

Fluchtversuche

Im Februar 1962 kam ein Angebot, mit falschen Pässen über die Fähre nach Kopenhagen zu flüchten. Das lief so ab, daß man seine Pässe über Kuriere bekommen hat. Man mußte seine neue Lebensgeschichte, die in dem Paß zum Ausdruck kam, lernen und sich darauf vorbereiten, den Kontrolleuren im Zug jede Frage zu beantworten. Außerdem wurden das Gepäck und die Kleidungsstücke so präpariert, daß keine Osterzeugnisse erkennbar waren. Die Sache muß dann einige Tage vorher aufgefliegen sein, wahrscheinlich hatte die Ostpolizei die Methode herausgefunden. Die Kuriere, die am Abend vorher mit dem Zug mitgefahren sind, um zu beobachten, ob die Flüchtlinge gut durchkommen, haben von Kopenhagen aus angerufen und gesagt, da ist was passiert, da sind welche abgeführt worden. Ihr könnt die Flucht jetzt nicht riskieren. Uns ist diese Nachricht durch Zeichengebung in der Bahnhofshalle mitgeteilt worden. Da haben wir dann einen Rückzieher gemacht und sind wieder nach Hause gefahren. Damit war die Geschichte zunächst abgeschlossen. Der Gedanke, rüber zu gehen, blieb natürlich erhalten.

Bei mir war der zweite Versuch der, daß ich im Oktober des selben Jahres nach Polen gefahren bin. In Danzig habe ich die Möglichkeiten im Hafen ausgekundschaftet und bin in das Schwedische Konsulat gegangen. Ich dachte, vielleicht können die irgendwie helfen. Als ich das zweite Mal aus dem Konsulat herauskam, wurde ich von so ein paar Typen eingekreist, in ein Auto gezerrt und fand mich schließlich bei der Polizei in Danzig wieder. Ich habe auf harmlos plädiert, von meiner schwedischen Brieffreundin erzählt und gesagt:

"Ich wollte mich eigentlich nur erkundigen, ob man da hinfahren kann oder nicht." Sehr schnell wurde ich dann den DDR-Behörden überstellt. Über Stettin und Pomellen bin ich nach Neustrelitz gekommen, das erste Mal in die Hand der Staatssicherheit. Das war ein Unterschied wie Tag und Nacht. Die polnischen Polizisten haben mir im Auto Schokolade angeboten und sich mit mir unterhalten. Ich mit meinen zweihundert Vokabeln Polnisch und der Polizist haben geschnackt, das war eine echt menschliche Beziehung. Die Stasi-Leute waren dagegen eiskalt und abweisend. Sie haben mit ganz primitiven Tricks versucht, etwas aus mir herauszubekommen. Dazu wurde ich in die Dunkelkammer gesperrt und hinterher in das helle Licht gebracht, so daß ich erst mal geblendet war. Und dann hat man mich ausgefragt. Ich bin aber konsequent bei meiner Aussage geblieben, daß ich mich nur in bezug auf die Schwedin erkundigen wollte. Weil ich damals Wohnsitz in Dresden hatte, wurde ich mit Handschellen und Decke drüber in einen Pkw gesetzt und nach Dresden überführt. Die Fahrt ging durch Berlin. An jeder Ampel oder Kreuzung hat man aus dem Fenster einen Meter entfernt die Zivilisten gesehen. Und man saß da drin in Handschellen, der Zivilist ahnte gar nicht, was für ein Typ im Auto sitzt. Die Handschellen waren ja nicht erkennbar. Die Fensterkurbeln oder Griffe sind natürlich von innen ab bei solchen Fahrzeugen. Insofern hätte es auch keinen Sinn gehabt, irgendwelche Fluchtversuche zu unternehmen. In Neustrelitz hatte ich einen wunderbaren Spruch gefunden, den irgendein Gefangener in einen Trinkbecher eingeritzt hatte. Der trifft den Nagel auf den Kopf. "Ich wurde als Deutscher von Deutschen gefangen, weil ich von Deutschland nach Deutschland gegangen." Dieser Spruch hat mich manches Mal aufgerichtet. In Dresden habe ich dann Haftbeschwerde eingereicht und bin nach insgesamt zwölf Tagen tatsächlich entlassen worden. In der kurzen Zeit im Stasi-Knast in der Bautzener Landstraße habe ich eine Menge gelernt. Wenn das Licht abends in der Zelle ausging, begann so ein allgemeines Klopfen. Ich wußte nicht, was das bedeutet, bis mir der Zellennachbar das systematisch beigebracht hat. Klopfzeichen sind im Knast ein sehr stark verbreitetes Kommunikationsmittel. Als ich wieder draußen war und mich mit meinen Freunden Eberhard und Ulla traf, habe ich denen gesagt: "Also wenn ihr mal in irgendeine Verlegenheit kommt, so und so funktioniert das. Dann braucht ihr das nicht erst zu lernen, das wißt ihr dann schon." Na ja, so kam es letztendlich auch.

Ich hatte durch diese Ereignisse den Semesterbeginn verpaßt und habe mich wegen der Versäumnisse vom Studium beurlauben lassen. Übergangsweise arbeitete ich als technischer Zeichner im Kernforschungszentrum in Rossendorf. Aus diesem Arbeitsverhältnis heraus bin ich dann später verhaftet worden und habe von dort mein Kündigungsschreiben bekommen.

Jedenfalls hatte ich mir damals vorgenommen, jetzt muß du erst mal die Dinge so hinnehmen, wie sie sind, und wieder den Anschluß an das Studium finden. Aber dann kam im Februar 1963 ein neues Angebot. Da soll ein Tunnel für uns gebaut worden sein. Ich hatte das Vertrauen vom ersten Mal, daß schon genug Sicherheiten eingebaut sein müßten, die einen rechtzeitigen Rückzieher erlauben würden, wenn Gefahr droht. Und deshalb bin ich erst mal mitgegangen und hab einige Kuriere kennengelernt, die Informationen brachten. Es führte am Ende dazu, daß ich am verabredeten Termin zu dem entsprechenden Tunneleingang marschiert bin. Und die Sicherheiten, die da sicher noch gewesen sind, habe ich alle irgendwie ignoriert. So ein bißchen mit dem Kopf durch die Wand bin ich losmarschiert.

Ich habe davon nur noch ein Bild vor mir: Ich weiß, daß das Haus auf der rechten Seite war und daß man schon die Mauer sah; Straßenlampen, Bäume und doch noch Menschen, aber abnehmend. Dann ist da der Toreingang gewesen, so eine Durchfahrt, die wahrscheinlich zu einem Hinterhaus geführt hat. Die Aufgänge zu den Wohnungen waren links und dieser Kellereingang, der war rechts. Ich habe nur die Tür aufgemacht und den Spruch gesagt: "Wohnt hier Herr Lindemann?" Die Anweisung war, wenn keine Antwort kommt, sollte man einen Rückzieher machen. Und da kam keine Antwort. Na ja, einen Schreck habe ich schon gekriegt und gedacht, jetzt muß du sehen, daß du hier heil wieder raus kommst. Als ich aus der Haustür getreten bin und wieder auf der Straße stand, haben sie mich umstellt und festgenommen.

Die Haft

Zuerst wurde ich in die Magdalenenstraße gebracht, dann kam die Überführung nach Hohenschönhausen. Dort begannen die Verhöre. Ich hatte ein Adreßbuch mit, weil ich ja vom Erfolg der ganzen Aktion überzeugt war und hinterher auch bestimmte Dinge erledigen wollte. Und da waren dummerweise auch von weiteren Beteiligten die Adressen drin. Die haben sehr schnell die Zusammenhänge herausbekommen. Sicher haben wir uns alle auch in Widersprüche verwickelt, so daß die Geschichte letztendlich nicht mehr zu leugnen war. Trotzdem hat die Untersuchungshaft in Hohenschönhausen fünf Monate gedauert, im sechsten Monat wurden wir nach Rostock verlegt. Das lag daran, daß das Bezirksgericht Berlin überlastet war und diese ganzen Fälle auf die Bezirke verteilt hat.

Und dann hat man uns dort verurteilt. Ich habe ein Jahr und neun Monate Gefängnis bekommen. Dazu muß ich sagen, diese Paragraphen, die sie uns alle vorgeworfen haben, die kannte man ja gar nicht. Sicher hatte man schon was vom Paßgesetz gehört, aber Verbindungsauf-

nahme zu feindlichen Organisationen und dergleichen, das war einem ja ein Buch mit sieben Siegeln.

Im August war der Prozeß und erst im Oktober bin ich in den eigentlichen Strafvollzug nach Bützow-Dreibergen verlegt worden. In Rostock habe ich auch die verschiedensten Leute kennengelernt. Weil der Prozeß abgeschlossen war, waren wir nicht mehr in Einzelhaft. Wir haben versucht, uns zu unterhalten oder auch sportlich zu betätigen. Ich kann mich an Fußball und Boxen und Schachspielen erinnern. Das mit dem Schach war besonders kurios. Wir hatten ja weder Schachbrett noch Papier und Bleistift. Aber ich hatte mein Kündigungsschreiben aus Rossendorf als einziges Schriftstück bekommen. Das hatte eine leere Rückseite. Da haben wir aus Zahnpasta so eine Suspension hergestellt, damit diese Rückseite getränkt und auf der Heizung getrocknet. Mit der Zahnpastatube aus Aluminium haben wir die Felder aufgemalt. Dann wurden kleine Papierschnipsel als König, Dame, Bauer, Läufer markiert, die die Schachfiguren darstellen sollten. Damit haben wir gespielt. Aber man durfte das eigentlich nicht, wir mußten das Spiel immer gut verstecken.

In Bützow-Dreibergen hat man mich in die Gefangenenkasse gesteckt. Das war eigentlich ganz interessant. Da hatte ich Karteikarten von jedem einzelnen Gefangenen und mußte deren Angelegenheiten regeln. Zum Beispiel wurde der Anteil des Verdienstes verwaltet, den die Gefangenen für ihre Arbeit bekamen. Das waren 25% von dem sagen wir mal Tariflohn, das andere wurde ja abgeführt. Oder es wurden Einkaufsscheine bargeldlos ausgeschrieben. Meistens ging es um Unterhaltszahlungen und Schadenersatz oder um Pfändungs- und Überweisungsbeschlüsse. Die menschlichen Schicksale dahinter, das war das Interessante.

Direkt unter meiner Zelle in einer Keller-Etage war der Richtblock aus der Nazi-Zeit. Einmal habe ich den gesehen. Es kam manchmal vor, daß Delegationen dorthin geführt wurden. Es kam aber auch vor, daß die Wächter diese Guillotine selber mal runter gelassen haben. Und das hat man oben gehört. Also das war echt makaber. Was ich noch in unangenehmer Erinnerung habe, ist dieser medizinische Block. Einmal kam ich in so einen Lagerraum rein, da stand ein Sarg in Reserve. Das ist ja in Ordnung, es kann ja mal was passieren, dann ist also ein Sarg vorhanden. Aber da stand auch eine Urne. Ich war noch mit jemand anderem zusammen. Wir haben die Urne aufgemacht, da lag ein Namensschild drin. Und dann habe ich in den Unterlagen der Kasse nachgeguckt, wo ja die Gefangenen der Vorjahre auch alle registriert waren. Und ich habe soviel herausgefunden, daß der Mann in Bützow verstorben ist und wahrscheinlich keine Angehörigen mehr hatte. Und da die Urne nicht zugestellt werden

konnte, ist sie wieder zurückgekommen. Nun fängt eigentlich die Schlamperei an. Man hätte die Urne ja irgendwo beisetzen können. Aber die ist einfach dort stehengeblieben.

Aus den alten Gefangenenunterlagen konnte ich auch entnehmen, daß Bützow-Dreibergen im Jahre 1953 nach dem Volksaufstand total überbelegt war, wie vermutlich alle anderen Gefängnisse auch.

Der "Chef " von der Gefangenenkasse, also auch ein Gefangener, hatte einen Trick drauf. Er hat sich einen Wärter herangerufen und gesagt: "Ich muß in Flügel A mit dem Gefangenen sowieso sprechen, da ist eine Unklarheit in seinen Papieren." Und dann hat er mich manchmal mitgenommen und gesagt: "Komm, wir gehen über die Dörfer." Dann sind wir beide in unserer Gefangenenuniform losmarschiert, der Schließer immer vorne weg. Und der "Chef" hat den Weg gewiesen: die Tür, die Tür, die Tür. Das ging wie Sesam öffne dich. Da waren die Schließer sozusagen unsere Bediensteten und haben die Wege geöffnet.

Dadurch hab ich die Veränderungen in der Belegung ständig mitgekriegt und so wußte ich auch, wann mein Freund Eberhard gekommen ist und wann er wieder wegging. Deshalb haben wir so einen Gang auch zu ihm gemacht. So konnten wir uns zwischendurch sehen, was sonst nicht möglich war. Ja, die Untersuchungshaft dauerte allein acht Monate und der Strafvollzug bei mir noch mal dreizehn. Meine Eltern haben sich um eine vorzeitige Entlassung bemüht und alles Mögliche versucht. Das fruchtete aber nicht. Ich wurde zwar mal befragt, um den sogenannten Umerziehungsprozeß auszuloten. Da wurden solche blöden Fragen gestellt wie zum Beispiel: "Wenn Sie die Möglichkeit hätten, in den Westen zu fahren, würden Sie das tun?" Da habe ich gesagt: "Na klar würde ich dann in den Westen fahren." Und daraus haben sie abgeleitet, der ist noch nicht umerzogen. So bin ich dann bis zum letzten Tag drin gewesen.

Aus: Nooke, Maria: Der verratene Tunnel. Geschichte einer verhinderten Flucht im geteilten Berlin, Bremen 2002, S. 116-121